

Hermann Broch: Hofmannsthal und seine Zeit (1947/48).

aus:

Hermann Broch: Schriften zur Literatur 1. Kritik. Frankfurt: suhrkamp taschenbuch, 1975.

Das Wert-Vakuum der Welt war eine Ausnahmsituation für Anton Bruckner und Hugo Wolf. In Deutschland hatte sie sichtbarere Formen als überall anderswo angenommen, weil die geistige Produktion fast ausschließlich auf das wissenschaftliche und musikalische Gebiet eingeschränkt war, doch das besagt nicht, daß sie sich nicht anderwärts gezeigt haben. Als solches Vakuum-Symptom kann z. B. die Grausamkeit genommen werden, die in impressionistischer und nachimpressionistischer Malerei mit zunehmender Intensität zutage getreten ist. Denn wenn auch jedes Wert-Vakuum vor allem eine Unterbrechung des Traditionsstromes ist, eine Leerstelle in jenem »Überlappungs-Prozeß«, mit dem die Epochen-Stile, ein jeder im Schoße des vorhergehenden, entstehen, dennoch in revolutionärer Auflehnung gegen diesen »Mutter-Stil«, sich in gegenseitiger Bedingtheit und Beeinflussung weiterentwickeln, so ist das doch nur die sozusagen technische, die geschichts-mechanische Ansicht des Problems, und in Wahrheit steht ein vorzüglich ethisches Phänomen dahinter: **im 19. Jahrhundert hat das Dahinschwinden der alten europäischen Glaubenshaltungen begonnen, und mit dem Zusammenbruch dieses Zentralwertes hat die Aufsplitterung des umfassenden religiösen Wertsystems in autonome Einzelsysteme (von denen eines das l'art pour l'art ist) eingesetzt; mit andern Worten, es begann die Auflösung der Allgemeingültigkeit der bis dahin in Kraft gestandenen ethischen Haltungen, es begann die Entfesselung der bis dahin durch sie ethisch gebändigten Triebe.** Damit aber schließt sich der Kreis: jegliches Wert-Vakuum ist Revolutions-Anlaß, aber zur Durchführung von Revolutionen ist Trieb-Entfesselung erforderlich.

Nietzsche wußte um den Mechanismus der Epochen-Überlagerung und des Wert-Vakuums (deren beider Zusammenhalt sich fast wie ein historisches Gesetz anläßt), und er wußte um die darin schlummernden unheimlichen Konsequenzen, wußte es umso mehr, als er das unheilschwangere Deutschland dabei vor Augen hatte. Wagner wußte nichts davon; für ihn war jedes etwa noch mögliche Vakuum durch das Gesamtkunstwerk ein für allemal ausgefüllt, und die Götterdämmerung, im Grunde eine Verherrlichung des deutschen Seins und des deutschen Schicksals, war eine Theaterapotheose, deren Übertragung aufs Leben höchstens ein unerfüllbarer Wunsch sein konnte.

144

Doch jene, die nachfolgten, kurzum die Philisterbestien, vermochten das ethische Nein des Propheten nicht mehr vom Ja des Theater-Ästhetes zu unterscheiden, und so haben Nietzsche und Wagner in seltsamer Gemeinsamkeit eine für den einen vermutlich mißfällige, für den andern vermutlich wohlgefällige geistige Verantwortung für die schmachvollen Ereignisse aufgelastet erhalten, welche nach nicht zu langer Frist Deutschland und die ganze Weltzivilisation erschüttern sollten.

4. Die fröhliche Apokalypse Wiens um 1880

Auch in Wien beherrschte das Wert-Vakuum die Jahre von 1870 bis 1890, aber die waren hier eben die Backhendl- und nicht wie in Deutschland die Gründerzeit, und sie wurden daher so leicht genommen, wie es sich für ein Vakuum geziemt.

Gäbe es ein komplettes Wert-Vakuum, es wäre der Mensch auf den Stand des Melancholikers reduziert, dem es sich nicht zu leben verlohnt. Aber es gibt kein komplettes Wert-Vakuum, und wenn auch ein Stagnieren der künstlerischen Wert-Produktion kein isoliertes Phänomen ist, vielmehr einen alle Lebensgebiete umfassenden Un-Stil anzeigt, so wird ein solcher von den jeweiligen Zeitgenossen im allgemeinen kaum als wirkliche Lebensbeeinträchtigung empfunden: es bleiben immer noch genügend Betätigungsgebiete übrig, in die sich Lebenswerte projizieren lassen, und **Ersatzwerte sind dem Menschen zumeist die weitaus erfreulichsten.** Der Alltag geht stets weiter. Das Deutschland der Gründerzeit hatte einen voll- und überausgefüllten Alltag, und es hat in diesem nicht nur sehr echte wissenschaftliche Werte produziert, sondern war auch mit dem Aufbau seiner verhängnisvollen Wirtschafts- und Nationalgröße so ungemein beschäftigt, daß es sich über Wert-Vakuum und Un-Stil leicht hinwegsetzen konnte. Deutschland war das Land der rationalen Arbeitsberauschtheit. Doch wurde in Österreich, in Wien weniger gearbeitet? war es hier tatsächlich bloß **die Backhendlzeit, also die eines reinen Hedonismus und der schieren Lebensdekoration?** Und warum war das so?

Sicherlich wurde auch in Österreich gearbeitet, vielleicht etwas weniger besessen als in Berlin, doch sicherlich nicht weniger als in Süddeutschland. Der Alltag stellte allüberall die glei-

chen Forderungen. Die österreichische Wissenschaft leistete nichts Geringeres als die deutsche: in Wien wirkte **Ernst Mach**, und wenn auch sein physikalisch-philosophisches Lebenswerk hier unbeachtet blieb, es wäre ihm in Deutschland das nämliche widerfahren; von Wien aus nahmen wichtigste technologische Neuerungen (so die Schiffsschraube) ihren Ausgang; doch vor allem war Wien der Sitz einer medizinischen Schule, welche - seit ihrer Begründung durch Joseph II. - in einer mehr als hundertjährigen Entwicklung, getragen von Männern wie Gerard Van Swieten, Josef Hyrtl, Carl von Rokitansky und schließlich Theodor Billroth, sich zur ersten der Welt emporgearbeitet hatte. Auf Grund solcher Leistungen konnte man sich wohl, gleichwie in Deutschland, über das Wert-Vakuum hinwegsetzen.

Indes, man wollte nicht nur sich darüber hinwegsetzen, man wollte sich auch hinwegtäuschen. Man spielte Kunstblüte, zwar nicht ganz so plump wie später unter Wilhelm II., geschweige denn unter Hitler, dennoch nicht ganz unbewußt, also nicht ohne Verlogenheit. München ernannte sich zum »Isar-Athen«, weil in seinen Mauern (allerdings nicht von dem starken und eigenwilligen Wilhelm Leibl) eine Art Neo-van-Dyckismus und Neo-Velázquezismus betrieben und daneben etwas gedichtet wurde. Nun, bei aller Anerkennung der malerischen Qualitäten eines Lenbach und sogar seines Nachfolgers Habermann, oder der literarischen ihres dichterischen Mitbürgers Heyse, »Isar-Athen« war eine Farce, teils eine, deren man sich aus bayrischem Partikularismus gegenüber Berlin befleißigte, teils aber die Farce einer ungewollten Selbstironie voller Anklänge an die Münchner *Fliegenden Blätter*, dem witzlosen Leib-Witzblatt des damaligen deutschen Bürgers; wahrlich nicht grundlos ist damals in München auch das Wort »Kitsch« entstanden. Und doch, so unfreiwillig solche Selbstironie auch war, die bayrische Nationalbissigkeit beließ sie nicht im Unbewußten, drehte sie immer wieder ins Bewußtsein und damit ins Echte zurück, und ebendaraus gewann »Isar-Athen« jenen humorigen Anstrich, der den eigentümlichen Reiz dieser Stadt, ihres Künstlertums, ihrer Gesamtatmosphäre ausmachte. Obwohl Wien sich gleichfalls als Kunststadt, ja als Kunststadt par excellence fühlte, war die Atmosphäre hier eine ganz andere. Es war nämlich weit weniger eine Stadt der Kunst als der Dekoration par excellence. Entsprechend seiner Dekorativität

146

war Wien heiter, oft schwachsinnig heiter, aber von eigentlichem Humor oder gar von Bissigkeit und Selbstironie war da wenig zu spüren. An literarischer Produktion war außer einem gefälligen Feuilletonismus so viel wie nichts vorhanden; der Heimgang Stifters und Grillparzers, die den einzigen gewichtigen Beitrag Österreichs zur deutschen und damit zur Weltliteratur geliefert hatten und nun ohne Nachfolge geblieben waren, berührte fast niemanden. Dichtung war eine Angelegenheit von Goldschnittbänden auf dem Salontisch, und dafür war ein **Rudolf Baumbach**¹, bestenfalls ein Friedrich v. Halm² im Grunde am besten geeignet. Dahingegen waren die bildenden Künste zur Lebensdekoration notwendig, und nach ihrer Dekorationsbrauchbarkeit wurden sie eingeschätzt; mit Recht benannte die Wiener Dekoration ihren Un-Stil nach ihrem repräsentativsten Maler, dem Schönheitsvirtuosen **Hans Makart**: er war der große Dekorateur der Epoche, und sie wurde, zumindest in Wien, die Makart-Zeit; **gebärdete man sich in München neo-van-Dyckisch, so zauberte er auf seinen Bildern den staunenden Zeitgenossen eine Art Rubens-Oper vor**—tatsächlich ritt er in Rubens-Verkleidung dem von ihm entworfenen **Kaiser-Festzug 1873** auf weißem Zelter voran -, und alle jene, welche sich aus künstlerischer Ehrlichkeit dem Makart-Stil nicht einfügen konnten, nicht einfügen wollten, so der geniale, oft sogar impressionismusknahe Experimentator August von **Pettenkofen**, so der geradezu an

¹ Er nahm als Lehrer Stellen in Brünn und Graz, später als Hauslehrer in Görz und Triest an. Sein dichterisches Talent entdeckte er in den 1870er Jahren, als er als Herausgeber der triestiner Alpenvereinsnachrichten die Mitgliederzeitung mit eigenen Dichtungen aufzuspecken begann. Ab 1881 lebte er dann als freier Schriftsteller und erlebte in diesem Jahrzehnt seine populärste Zeit. 1885 kehrte er nach Meiningen zurück, wo er eine Stelle als Bibliothekar erhielt und 1888 zum Hofrat wurde. *Lieder eines fahrenden Gesellen* - 1878

² österreichischer Dramatiker, 1806-1871. 1845 übernahm er mit dem Titel eines Hofrats die erste Kustosstelle an der k. k. Hofbibliothek, um die er sich mit wichtigen Reformen verdient machte. 1865 bis 1869 war er Vorsitzender des Verwaltungsrats der Deutschen Schillerstiftung. 1869 bis 1871 leitete er als Generalintendant die beiden Wiener Hoftheater. Als Dramatiker gehört er in der Nachfolge Franz Grillparzers zu den beliebtesten Bühnenaufsehern seiner Zeit. Er hatte sogar mehr Erfolg als dieser auf dem Theater und orientierte sich gleichfalls am spanischen Drama.

Canaletto gemahnende, dennoch durchaus originelle wienerische Vedutenmaler **Rudolf v. Alt**, so die bedeutenden Schilderer der Wiener Landschaft **Jacob Schindler** und Tina Blau und viele andere, sie wurden in ihrer Geltung unweigerlich von solcher Hoch-Dekoration überschattet. Aber Wien pochte auf seine Dekorations-Rechte, und es war - und das ist das Wesentliche - hierzu wirklich bis zu einem gewissen Grad befugt, nicht nur weil Dekorativität überhaupt ein grundlegendes Charakteristikum der Epoche bildete, sondern noch viel mehr, weil sie in der Musik- und Theatertradition Österreichs ihre reinste und schönste Auswirkung erfahren hatte. Die pflichtgemäße Obsorge für diese Tradition nahm der Wiener Dekorativität das Farcenhafte, mit dem man sich in Deutschland und insbesondere in München über das Wert-Vakuum hinwegzutäuschen suchte, und wenn ihr auch damit noch lange nicht wahre Legitimität verliehen war, so war die hier erlangte

147

doch um vieles vertretbarer als jede, die sonstwo in Europa erlangbar gewesen wäre.

Wenn irgendwo, so war in Wien Dekorativität legitim; nur daß es beiläufig jene Legitimation war, die der Etablierung und Instandhaltung eines Museums zukommt. **In Erfüllung seiner Traditionspflicht verwechselte Wien Museumshaftigkeit mit Kultur und wurde (leider nicht auch im Architektonischen, wo es sich ärgster Verwüstungen schuldhaft machte) zum Museum seiner selbst.** Weil wundersamerweise Haydn und Mozart, Beethoven und Schubert sich auf diesem Erdenfleck zusammengefunden hatten, hier schlecht behandelt wurden und nichtsdestoweniger komponiert haben, richtete sich Wien als musikalische Institution ein.

Deutschland hat sich, trotz Weimar, niemals als dichterische Institution eingerichtet, und selbst Isar-Athen tat nichts dergleichen im Hinblick auf seine Malerei. Das Museale war Wien vorbehalten, und zwar als Verfallszeichen, als österreichisches Verfallszeichen. **Denn Verfall im Elend führt zum Vegetieren, doch einer im Reichtum führt zum Museum. Das Museale ist Vegetieren im Reichtum, ist heiteres Vegetieren, und Österreich war damals noch ein reiches Land.**

Dem Wiener Volk ist der Deutsche, besonders der Norddeutsche seit jeher unbehaglich gewesen, und sich von ihm zu unterscheiden, selbst um den Preis der Musealität, wäre wohl immer mit Zustimmung aufgenommen worden. Daß man sich aber durch diese museale Haltung auch von Paris unterschied, hätte geringere Zustimmung getroffen. Denn Wien ist auf seine Gemeinsamkeiten mit Paris stets stolz gewesen.

Sicherlich haben die beiden Städte manches miteinander gemein, vor allem im Atmosphärischen. Paris war zwar niemals so ausgesprochene Musikstadt gewesen wie Wien es war, übertraf aber dafür dieses womöglich an Theaterliebe. Die Leichtigkeit des Theaterhaften und der Theaterfreude, die Leichtigkeit ständig parater Vergnügungs- und Schaulust, kurzum **die Spektakelfreude** war da wie dort dem Volk eingeboren, **war da wie dort zum Nährboden einer dominierenden Theaterkultur geworden** und wurde umgekehrt von ihr stets aufs neue erweckt und in Atem gehalten. Die Comedie Francaise und das Wiener Burgtheater waren Parallelinstitute, und ihr hoher Stil wirkte über das Theater hinaus, reichte vorbildhaft in alle Schichten

148

des Volkes (also nicht nur des Bürgertums), wurde für seine Sprache und Gehaben vielfach richtunggebend, beeinflusste daher erst recht das in beiden Städten mit aller Echtheit und Lebendigkeit vorhandene Volkstheater, ja sogar auch das volkstümliche Singspiel, das sich freilich seinerseits noch überdies in teils imitativer, teils satirisch-polemischer Abhängigkeit von der großen Oper befand. Nirgendwo sonst war die gesamte Lebenstextur so eng mit der des Theaters verwoben wie eben in Paris und Wien.

Derartige Gemeinsamkeiten deuten auf Ähnlichkeiten im Volkscharakter hin. Aber der Volkscharakter steht mit den historischen Zuständen und Ereignissen in Wechselwirkung; er bestimmt sie und wird von ihnen bestimmt. Während des 17. und 18. Jahrhunderts waren Paris und Wien die Machtzentren des europäischen Kontinents, und die Rivalität zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg war die Achse, um die sich die Weltpolitik drehte. Im Kräftegleichgewicht Europas hatten Frankreich und Österreich Ausnahmstellungen errungen, mußten sie gegeneinander verteidigen, und zur Bewältigung der ihnen damit gestellten weltpolitischen Aufgaben bedurften sie beide einer höchstentwickelten Organisation: in der Tat wurden sie die beiden »modernsten« Kontinentalstaaten des Barocks. Diese neue Staatsorganisation war zentralistisch orientiert, in Frankreich noch mehr als in Österreich, durfte aber um solchen Zentralismus willen weder ihre sozusagen natürlichen Verwaltungsgrundlagen, die im Feudalen und Kirchlichen verankert waren, verleugnen oder gar zerstören, noch durfte sie tyrannisch werden, da sie das Volk und besonders den Bürger als Gegengewicht gegen die Macht der Feudal- und Kirchenherren zu verwenden hatte. Die Lösung für das so überaus schwierige Problem lag in der für das Barock ganz eigentümlichen, geradezu orientalischen Hypertrophierung des Höfischen. Durch den Glanz des Hofes konnten den großen Adelsgeschlechtern die Nebenlinien und Kleinherren abspenstig gemacht werden, und vom Höfischen aus wurde es möglich, geistig-kulturelle Bereiche, die bis dahin ausschließlich vom Klerus bestellt worden waren, mehr und mehr zu säkularisieren, z. B. vermittels Gründung von **Wissenschaftsakademien als vornehmlich höfische Einrichtungen.** Und wenn auch bei alledem dem Volk selten mehr als die Rolle eines staunenden Zuschau-

149

ers zugewiesen wurde, eine ihm übrigens recht genehme Rolle, so fühlte es doch, daß es zunehmenden Maßes politischer Faktor wurde, und unzweifelhaft war das eine wie das andere und gar beides zusammen durchaus danach angetan, den Nationalcharakter entscheidend zu beeinflussen: als Partizipant des neuen Macht- und Prachtbewußtseins war das Volk der rivalisierenden Städte Paris und Wien zum Träger eines gemeinsamen Lebensstiles geworden. Rivalität und Affinität sind seit jeher Geschwister gewesen.

Die Säkularisation des geistigen Lebens war vom Protestantismus ausgegangen; ihre Imitation durch die Höfe hatte also auch religionspolitischen Zweck, nämlich den einer Wiederfestigung des Katholizismus im neuen Staatsrahmen. Nicht zuletzt galt das für die Kunst. **Indem an die Stelle der bürgerlichprivaten Intimität, in die der protestantische Säkularisationsprozeß notwendigerweise zu münden hatte, das für Zuschauer-schaft berechnete repräsentative Amüsement des Souveräns gesetzt wurde (mit dem Salon als Maximum an Intimität), wurde die Säkularisation in einem Bereich aufgegriffen, der dem Bürgerlichen und seiner Kunstübung schon aus rein technischen Gründen nahezu unerlangbar bleiben mußte.** Das große Konzert, die große Oper wie überhaupt das Theater, sie allesamt der Sphäre des Privaten entrückt, standen da gegen die Kammermusik und das Stilleben, und ebendarum bildeten sie eine jener Brücken, durch die das Volk in unmittelbaren Kontakt gebracht werden konnte. Die Tradition, aus der die Bourbonen- und die Habsburgerresidenz als Theaterstädte hervorgegangen sind, hebt in den beiden Hoftheatern an und erhielt von diesen stets neue Nahrung. Und es gab keine protestantischen Theaterstädte.

Das monarchisch-höfische Element wurde dabei allerdings mehr und mehr entbehrlich, d. h. zum leeren Schema. Denn jede sich festigende Tradition wird schließlich autonom. Die Tradition der Comedie Francaise hat jede Monarchenabsetzung ohneweiters überlebt. Wahrscheinlich wäre es mit dem Burgtheater auch nicht anders gegangen; doch es gab keine österreichische Revolution - zu ihrer Vermeidung haben die klug rechtzeitigen Verwaltungsreformen Josephs II. nicht wenig beigetragen -, und so blieb für das geistige Leben Wiens und gerade auch für das Theater das höfische Schema intakt.

Die
150

Akademie blieb also auch weiterhin dem Protektorat eines kaiserlichen Prinzen³ unterstellt, die Oper hatte auch weiterhin ihre Galaaufführungen, in denen die Anwesenheit des Kaisers dem Zuschauer ein Stück Partizipation am Glanz des Gottesgnadentums vermittelte, und **auch weiterhin blieb den von solchem Glanz ausgeschlossenen, nämlich vom Hof offiziell nicht besuchten Privattheatern und selbst den kleinsten von ihnen streng aufgetragen, eine »Hofloge« (gleich den ebenfalls niemals benützten »Hofwartesalons« in den größeren Eisenbahnstationen) bereit zu halten, deren rotsamterer, mehr oder weniger billiger Prunk dem Publikum dauernd vor Augen zu führen hatte, daß sein Theatervergnügen nach wie vor dem Schema der monarchischen Werthierarchie eingeordnet war.** Für ein wahrhaft sehendes Auge freilich wirkte diese ständig unbenutzte, ständig verdunkelte Loge eher als Museumsstück, ja eigentlich, eben **infolge der Museumshaftigkeit, als ein Symbol für das leergewordene Schema der monarchischen Barockgeste.** Österreich war im 19. Jahrhundert nicht nur im Geistigen, sondern auch im Politischen – kein Organismus, am allerwenigsten der einer Gemeinschaft, in der eines das andere bedingt, enthält isolierte Zonen – museal geworden. Der Revolutionsweg, der dem Reformator Joseph II. wohl vorgeschwebt haben mag, läuft auf des Messers Schneide, den Absturz in die Revolution an seiner linken, den in die Reaktion an seiner rechten Seite, und wer ihn begehen will, braucht einen Balance-Instinkt, wie er vielleicht bloß von dem insular gesicherten England entwickelt wurde; das von außen gefährdete und im Innern national zerrissene Österreich besaß nichts von solchem Instinkt, konnte nichts davon besitzen, und wo es nicht ins Reaktionäre verfiel, da mußte es stagnierend und museal werden. Während Paris seine Barockstruktur in Revolutionsstößen überwand und sich hierdurch die Entfaltung zu der in ihm bereits keimenden Weltstadt ermöglichte, ist Wien Barockstadt geblieben, fern von der jeder Weltstadt eigentümlichen leidenschaftlichen Dürsterkeit und ihrem latenten Revolutionismus, der auch unter der französischen Heiterkeit des 19. Jahrhunderts schwelte und selbst bis heute nicht erloschen ist, wohl aber erlöschen könnte, wenn Paris einmal nicht mehr Weltstadt sein wird. Damit ein Aufstand über sich selbst hinauswache und zur Revolution werde, muß er – wie in Frankreich 1789 – Weltwir-

151

kung erlangen, muß er – wie dies im 19. Jahrhundert immer deutlicher wurde - zur Weltrevolution hinstreben, und solches erfordert ein Weltzentrum, eine zumindest potentielle Weltstadt und nicht nur irgend eine Landesmetropole als Schauplatz. Und gerade hierfür war Österreich als ein Land, das seine weltpolitische Mission teils verloren, teils vertan hatte, denkbar ungeeignet. **Nach 1848 geriet die Stadt, selbst ihre Proletarierviertel nicht ausgenommen, immer tiefer ins Unrevolutionäre, ins Hedonistische, ins Skeptisch-**

³ In Wien lauette sein Titel *Erzherzog* (Z. M.)

Freundliche, Freundlich-Skeptische ; Wien wurde zur Un-Weltstadt, und ohne darum zur Kleinstadt zu werden, suchte es kleinstädtische Ruhe, kleinstädtische Engsicht, kleinstädtische Freuden, den Reiz des Ernst: es war noch Metropole, aber Barock-Metropole, und zwar eine, für die es keine Barock-Politik mehr gab.

Hiermit hob sich, abgesehen von einer gewissen Ähnlichkeit im Atmosphärischen, die eigentliche Gemeinsamkeit zwischen Paris und Wien wieder auf. Eine Stadt im akuten Wert-Vakuum, eine museal gewordene Stadt, hat mit einer, die sich in stürmischer Wert-Bewegung befindet, nichts wesentlich Gemeinsames mehr. Und ein provinziell gewordenes Volk hat einen andern Charakter als ein weltstädtisches, muß also auch eine andere Art Kunst produzieren. Gerade an der volkstümlichen Kunst wird das sichtbar. **Vergleicht man die drei Operetten typen, die sich in Offenbach, Sullivan⁴ und Johann Strauß verkörpern, so fehlt diesem, im Gegensatz zu den beiden andern, jegliche satirische Tendenz: die ironische Note, welche die Wiener Volksbühne in ihrer klassischen Epoche, also in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ausgezeichnet hatte, romantisch bei Raimund⁸², bissig bei Nestroy⁸³, war restlos verschwunden, und übrig geblieben war nichts als ein zur puren Idiotie verflachter Abklatsch der komischen Oper und ihrer teils liebenswürdigen, teils schalen Romantik;** was sich da breit zu machen begann, war der platte Zynismus des schieren, d. h. des ausschließlich dekorativen Amüsements, und der adäquate Träger seiner Immoralität war das Straußsche Walzergenie. Gewiß, die komische Opernform lebt auch in der Offenbachschen Satire und in der Sullivanschen Sozialkarikatur, und gewiß gibt es auch hier neben echter Amüsierfreude echten Zynismus, aber es ist jener überaus weltstädtische, dessen Aggression aus politischem Wollen her stammt, darin seinen morali-

152

sehen Rückhalt findet und ebendarum für das Zustandekommen von Satire unerlässlich ist. All das war dem Wienertum nach 1848 verloren gegangen, und so wurde die von Strauß begründete Operettenform ein spezifisches Vakuum-Produkt: als Vakuum-Dekoration hat sie sich nur allzu haltbar erwiesen, und **ihr späterer Welterfolg kann geradezu als ein Menetekel für das Versinken der Gesamtwelt in das unaufhaltsam weiterwachsende Wert-Vakuum genommen werden.**

Wien, Zentrum des europäischen Wert-Vakuums - sicherlich eine etwas absurde Würde und Einzigkeit, dennoch nicht so arg absurd, wenn man das für Europa ganz einzigartige sozialpolitische Gefüge dieser Stadt, das Sozialgefüge des eigentlichen Osterreichertums betrachtet.

Von den sieben europäischen Großmächten war Frankreich 1871 definitiv zur Republik geworden. Die übrigen sechs, obzwar monarchisch geblieben, waren jedoch untereinander keineswegs strukturgleich. Zwei von ihnen, Rußland und Spanien, hatten ihre politische Barockform ziemlich unverändert beibehalten, d. h. sie haften nach wie vor an dem im 17. Jahrhundert begründeten monarchischen (und in Rußland außerdem theokratischen) Staatszentrismus, der das mittelalterliche Feudalsystem abgelöst hatte, es mithilfe des Gegengewichtes der nicht-adeligen Stände ent-autonomisierte, trotzdem aber als Verwaltungsinstrument weiterbenützte und ihm eben hierdurch seine letzte, bis in die neueste Zeit hineinreichende Gestalt verlieh; sie konnten das tun, weil ihr numerisch schwach gebliebenes Bürgertum außerstande war, eine zusätzliche Gleichgewichtsverschiebung zu erzwingen, und sie mußten es tun, weil bei solch bürgerlicher Schwäche – eine von Lenin im voraus erkannte Gemeinsamkeit der beiden Länder – die ökonomische Sozialrevolution unter der überalterten Staatserstarrung lauerte. Dahingegen bedurfte die ökonomisch längst gefestigte bürgerliche Ordnung der italienischen und der deutschen Neu-Monarchie - Parvenü- und Pöbelmonarchien in aristokratischen Augen - mitnichten eines derartigen Schutzes; Italien hätte ohneweiters Frankreich auf dem republikanischen Weg folgen dürfen, und das deutsche Kaisertum, diese hyperdekorative Neubelebung des nunmehr allerdings protestantisch zentrierten und nicht mehr römischen »heiligen Reiches« war im

153

letzten ein Bismarckscher⁸⁴ Trick zur Vereinigung des deutschen National-Liberalismus mit dem preußisch-feudalistischen Junkertum, der Trick eines Schein-Föderalismus, hinter dem sich nichts anderes als die preußische Hegemonie verbarg, die Perpetuierung ihres Sieges über Habsburg wie über jene deutschen Einzelstaaten, denen noch ein schattenhaftes Eigendasein im Reichsrahmen zugestanden worden war. Ganz

⁴ Die Operette *Mikado* spielt in Titipu in Japan, wo der Kaiser, der damals den Titel Mikado führte, das Flirten bei Todesstrafe verboten hat. Dieses Gesetz fordert so viele Opfer, dass sich die Obersten der Stadt entschließen, einfach den nächsten, der hingerichtet werden solle, zum Oberhofscharfrichter zu machen. Weil die genaue Reihenfolge der Todesurteile eingehalten werden muss, ist sichergestellt, dass es keine weitere Hinrichtung geben kann, bevor sich dieser nicht selbst enthauptet hat (Lied Nr. 3: Who's next to be decapited / Cannot cut off another's head / Until he's cut his own off). Alle weiteren Verurteilten werden gegen Kautionsfreigabe. So wird der Kimonoschneider Ko-Ko, begnadigt und in den Rang des Oberhofscharfrichters erhoben, der nun fortan für die Hinrichtungen zuständig ist.

anders aber lagen die Verhältnisse in England und Österreich: die repräsentative Aufgabe der victorianischen wie der francisco-jo-sephinischen Monarchie war nicht von dekorativen, geschweige denn hyperdekorativen, und nicht von trickhaften und erst recht nicht von ökonomischen Notwendigkeiten diktiert; sie war eine politische Notwendigkeit.

Hinter dieser immerhin merkwürdigen englisch-österreichischen Ähnlichkeit wirkten in den beiden Ländern analoge Ursachen, die freilich - England befand sich seit zweihundert Jahren im Aufstieg, Österreich im Abstieg - umgekehrte Vorzeichen trugen. Abgesehen von der Symbolbedeutung der Krone, in England als Zeichen der zeitüberdauernden Kontinuität der britischen Macht und ihres Wachstums, in Österreich dagegen als Ausdruck der alten deutschen, mystisch verankerten Kaiserherrlichkeit, die man erlebt hatte, und an der man trotz ihres Verlustes innerlich festhielt, abgesehen von derartigen, politisch allerdings nicht unwichtigen Gefühlsmomenten bildete hier wie dort die Krone eine durchaus rationale, staatstechnisch praktische, ja unerläßliche Einrichtung, hier um dem komplizierten und überdies auseinanderstrebenden Konglomerat von Autonomien und Halbautonomien, aus denen das Habsburgerreich zusammengesetzt war, eine sichtbare, juristisch haltbare Einheit zu verleihen, dort um das nämliche für das noch kompliziertere, aus Kolonien, Dominions, Mandaten usw. bestehende und immer weiter sich ausdehnende Weltimperium zu leisten; in beiden Fällen war die einheitsstiftende Kraft der Krone politische Notwendigkeit. Und getragen von solcher Notwendigkeit hat die englische wie die österreichische Barockmonarchie ohne einschneidende Traditionsunterbrechungen - selbst das Cromwell-Interregnum konnte kaum als Traditionsbruch gelten, noch viel weniger also ein Kurzereignis wie die Wiener Märzrevolutionstage von 1848 - sich in mehr oder minder stetiger Evolution den Zeiterfordernissen anzupassen

154

vermocht; im Gegensatz zu den barock-feudal gebliebenen Monarchien Rußlands und Spanien, aber auch im Gegensatz zu den künstlichen Dekorativgebilden des deutschen und italienischen Thrones, ist die konstitutionelle Monarchie (mit Großmacht-Rang) allein in England und Österreich auf »natürliche« Weise zustandegekommen.

Die »natürliche« evolutionistische Konstitutionalisierung eines Staates vollzieht sich als allmählich schrittweise Übertragung der Krön-Vorrechte, insbesondere der gesetzgebenden Gewalt, an die Volks-Souveränität. Gemeiniglich muß sich die Krone zu solchen volks-beschwichtigenden Zugeständnissen bei außenpolitischen Niederlagen, bei verlorenen Kriegen und sonstigen Notständen entschließen. Die Konstitutionalisierung Österreichs im 19. Jahrhundert ist ein Beispiel hierfür. Und auch die viel weiter zurückreichende englische Konstitutionalisierung ging anfangs unter den nämlichen Umständen vor sich. Aber dann ändert sich das Bild. Je mehr England den ihm adäquaten, den kolonial-imperialistischen Weg fand (und sich hierdurch strukturhaft von den Kontinentalmächten unterschied), desto mehr wurde seine Demokratisierung Angelegenheit des Gesamtvolkes, desto mehr wurde sie durch Außenerfolge statt durch Niederlagen, durch Wohlstand statt durch Notstand gefördert, mochte auch der Aufschwung, sowohl der politische wie der ökonomische immer wieder krisenhaft unterbrochen worden sein, und - desto mehr festigte sich die Stellung der Krone, denn eben der Aufschwung steigerte ihre Notwendigkeit, und dies wissend durfte und mußte sie seinetwillen den Volkswünschen nachgeben. Aus dem ursprünglichen (fluktuierenden) Dreiecks-Gleichgewicht Königsmacht - Adelsmacht-Bürgermacht schied solcherart der unmittelbare Einfluß des Thrones sukzessive aus, und das Gewicht des Bürgertums, das sich zunehmend mit dem Adel verband, wurde nach und nach durch das des Proletariats ersetzt. Doch wie immer dem sei, dieses ganz eigenartige Kräftespiel, mit keinem kontinentalen vergleichbar, zeitigte ein eminent politisches Resultat: den konservativ-progressiven Konsensus, auf dem die englische Demokratie beruht, und durch den sie vorbildlich geworden ist.

Konkrete Politik, ob gute oder schlechte, wird von konkreten Menschen gemacht, mit Diktaten im echt absoluten Gottesgnadentum, mit Kompromissen in der echten Demokratie. Doch

155

eine Absolutheit, die zu Kompromissen genötigt wird (und dabei absolut bleiben will), gerät ins Lavieren, und wer in einer Demokratie zu diktieren wünscht (ohne ihr das Demokratische zu rauben), gerät in die gleiche lavierende Zwitterstellung, selbst wenn er zu seiner Rechtfertigung - zumeist aus Anlage hierzu vorbestimmt - sich auf abstrakt-unerschütterliche Dogmen zu stützen vermag: keine abstrakt orientierte Politik, von Piaton bis Wilson⁸⁵, ist zur politisch bleibenden Tat geworden, und so sehr das Lavieren zur politischen Technik gehört, noch niemals, nicht einmal bei Franklin D. Roosevelt⁸⁶, hat es zu einer politisch grundlegenden Idee geführt. Richelieu⁸⁷ und Ma-zarin⁸⁸ haben, unter Hintansetzung aller abstrakten und sogar der katholischen Prinzipien, konkrete absolutistische Politik betrieben, und England ist vom Konkreten niemals abgewichen, ja hat sich darauf desto mehr festgelegt, je demokratischer es wurde. Die österreichische, oder richtiger die habsburgische Politik war schier von allem Anfang an in seltsamer Kombination dem Lavierenden wie dem Abstrakten zugetan, und weil sie das war, wurde sie später durch die Verhältnisse, die sie mitgeschaffen hatte, geradezu gezwungen, es zu sein. Gewiß, alles Handeln, da von konkreten Menschen besorgt, ist konkret, doch das hindert

nicht, daß es die konkret-abstrakten Zwiespältigkeiten seiner Motivationen spiegelt. Und an derlei Zwiespältigkeiten ließen es die Habsburger nicht fehlen. Zum überwiegenden Teil waren sie mit politischem Instinkt begabt, der indes letztlich aufs Antipolitische gerichtet war. Unter ihrer außerordentlichen Begabung für das Machiavellistische⁸⁹ sowie für alles Intrigieren und Manövrieren in der Politik verbarg sich sehr oft der Mangel an Entschlußkraft und der abstrakt-spielerische Hang zu einem Lavieren an sich, das an der Stelle verbleibt, und für das – greisenhaft skelettiert – Karls V.⁹⁰ gespenstische Uhrmachermanie deutlichstes Zeugnis ablegt. Wo aber die Habsburger, freilich nicht allzu häufig, unmittelbar menschlich waren und wie Maximilian⁹¹ »der letzte Ritter« eine unmittelbare Beziehung zum Volk fanden, da wurde sie – die volks-legendenhaften Anekdoten vom Kaiser Max zeigen das – eine ihrem unpolitischen Ideal entsprechende paternalistische, heimatsgefärbte Familienbeziehung. Es war Politisierungs-Angst, tiefeingewurzelte Abneigung gegen die durch Glaubensfragen – andere Ursachen kamen damals kaum

156

in Betracht – politisierte Masse, und an der bitteren Erfahrung des Dreißigjährigen Krieges erhärtete sich diese Angst so gründlich, daß dem gegenüber den Massen ähnlich eingestellten Jesuitismus nicht nur die Leitung der Gegenreformation, sondern auch ein entscheidender Einfluß auf die Art der Staatsgebarung eingeräumt wurde: an den jesuitischen Lehren gewinnt der habsburgische Abstraktismus seinen theoretischen Halt, an ihren Regeln wird sein Lavieren methodisch und beinahe unbeugsam, an ihrer Zweckgerichtetheit wird sein Zwiespalt ins Systematische gehoben.

Das waren die Waffen, mit denen Habsburg der in der Periode 1789 bis 1848 heraufziehenden Demokratisierung begegnete. Josephs II. berühmte Reformen, unter dem Schatten der Französischen Revolution und ihrer Ansteckungsgefahr entstanden, waren ein Akt jesuitischer Schulung und machiavellistischen Lavierens, obwohl er – rationalistisch und dabei dogmatisch, politisch unkonkret und dabei zielstrebig, humanitär und dabei undemokratisch, schwächlich und dabei glasig unnachgiebig, kurzum ein Mensch äußerster Kühle und äußerster Zwiespältigkeit – sich selber für einen überzeugten Verteidiger der Menschenrechte hielt, nicht merkend, daß er sie gleichzeitig in seinen staatszentralistischen (allerdings nicht rassistischen) Germanisierungsbestrebungen den nicht-deutschen Österreichern einfach vorenthielt. Augenblickskompromisse eines absoluten Herrscher durften seine Reformen bei Ausbruch der napoleonischen Kriegs-Ära, in der sie nicht mehr als Präventivmaßnahmen, sondern weit eher als Fünfte-Kolonnie-Instrumente französischer Ideen wirkten, ohne weiteres beseitigt werden; prompt und brutal und erfolglos geschah dies durch seine Nachfolger Leopold II.⁹² und Franz I.⁹³, erfolglos, weil in der nach-napoleonischen Periode – nie noch sind die Ideen, die einen Usurpator getragen haben und die er getragen hat, durch seine Niederwerfung mitvernichtet worden – die Gefährdung Habsburgs und Österreichs erst recht offenbar wurde: an die Stelle der französischen trat die deutsche Gefahr, einerseits in Gestalt der wiederauflebenden preußischen Hegemonie-Gelüste, andererseits in Gestalt jener närrisch-irredentistischen⁹⁴ Demokratiebewegung, die nach einem parlamentarischen Großdeutschland verlangte, und daneben, nicht minder irredentistisch, zeigten sich nun urplötzlich – z. T. freilich auch als Folge des jose-

157

phinischen Germanisierungs-Angriffes – die in den sogenannten »Nationalitäten« steckenden zentrifugalen Kräfte, zwar noch nicht bei den Tschechen und Südslawen, wohl aber bei den Polen (die ihr verlorenes Königreich nicht verwinden wollten) sowie in Venetien und der Lombardei. Und jeder einzelnen dieser Gefahren mußte notwendigerweise ein Erstarken der innerösterreichischen Demokratietendenzen zugute kommen. Kein Wunder also, daß unter dem paternalistischen Regime Franz' I., der – wesentlich eindeutiger als Joseph II., doch dafür, bei ähnlicher Kälte, mit einem gewissen hinterhältigen Witz ausgestattet – seine Landeskinder teils durch Zuspruch, teils durch Tücke zur Räson zu bringen suchte, die »Geheime«, wie die damalige Staatspolizei im österreichischen Volksmund hieß, allmächtig wurde, daß die Zensur ständig an Schärfe zunahm, und daß die berüchtigten Spielberg-Gefängnisse⁹⁵ sich immer mehr mit »Politischen« füllten. Denn was da in der Form des aggressiven Metternichschen⁹⁶ Radikal-Konservatismus (im Innen- wie im Außenpolitischen) vor sich ging, war mehr als bloße Reaktion: keiner der Beteiligten – auch nicht Gentz⁹⁷ und nicht einmal Adam Müller⁹⁸, obwohl sie diesen Konservatismus am klarsten durchblickten – sah, daß die Gegenreformation in einer letzten gewaltigen Anstrengung voll-politisch geworden war, und daß sie, ihrer Aufgabe gemäß, einen letzten Versuch unternahm, durch radikale Entpolitisierung die österreichische Staatlichkeit zu retten.

1848 mußte man einsehen, daß diese Anstrengung vergeblich gewesen war. Als Ferdinand I.⁹⁹, der harmloseste Tyrann, der je vor einer Revolution gewichen war, abdankte und mit den historischen Worten »Schon recht, Franz, bleib brav« dem achtzehnjährigen Neffen Franz Joseph I. die kaiserliche Gewalt übergab, da übergab er ihm auch ein Reich, das keines mehr war, d. h. einen Staat, der bereits von der überwiegenden Mehrheit seiner Bevölkerung abgelehnt wurde. Gewiß, es war trotz aller proletarischen Mitläufer eine vornehmlich bürgerliche und daher kaisertreue Revolution, also eine, in der die typisch bürgerlichen Freiheiten des Konstitutionalismus gefordert wurden, und es war eine österreichische Revolution, also eine, die Österreich bejahte und seinen Fortbestand wünschte. Denn mochten die Intellektuellen und Studenten, von denen diese Revolution geistig

geführt wurde, auch vielfach im Ge-
158

gensatz zu ihren vornehmlich katholischen Vätern gestanden haben, sie waren trotzdem gleich ihnen teils durch Klasseninteresse, teils durch romantisches Gefühl im Heimatgefüge verwurzelt, und sie wußten, zumindest als Ahnung, daß ohne die einheitsstiftende Habsburgerkrone die Staatskultur zerfallen müßte. Ihr Traum war österreichische Freiheit, eine Freiheit, mit der sie die auseinanderstrebenden Nationalitäten in eine neue österreichische Einheit zurückzubringen hofften, und sie bedachten dabei nicht, daß in den meisten Provinzstädten selbst ihre eigenen Sprach- und Klassengenossen schon irredenti-stisch-großdeutsch infiziert waren, ja daß deren Revolutions-Sympathien, ganz zu schweigen von denen der Nationalitäten, nicht auf Staatskonsolidierung, sondern auf Staatsverfall und seine Beschleunigung hinzielten. In ihren Österreich-Illusionen war die Wiener Revolution ebenso abstrakt wie das Regime, das sie bekämpfte, doch als Entfesselung der zentrifugalen Nationalitäten-Kräfte – und gerade das war von Metternich vierzig Jahre lang befürchtet -war sie konkret, war sie konkreteste Gefahr.

Und im Grunde war es bereits die Auflösung des österreichischen Staates, wenn sie sich auch fürs erste nur als eine paradoxe Situation zeigte: selbst wenn der junge unerfahrene Kaiser die schönsten Demokratisierungsabsichten gehabt hätte, er hätte hierfür in der Wiener Revolution, weil sie partial war, keinen Anhaltspunkt zu finden vermocht. Denn zur Demokratie gehört – wie eben in England – ein zur Staatsverantwortung bereites Gesamtvolk, während hier die Bevölkerungsmajorität höchstens bereit war als verantwortungsfreier, dennoch geehrter, jedenfalls murrender Gast im Staat zu leben und die Gelegenheit zu seiner Zerstörung abzuwarten. Anhänglichkeit an Österreich gab es außer beim Wiener Bürgertum, dem revolutionär-liberalen wie dem katholischen, nur noch bei der in den (deutsch-alpinen) »Erbländen« ansässigen Bauernschaft, da dieser die Kaisertreue tiefseelische, über alles Politische hinausreichende, schier mystische Tradition war - das ähnlich gesinnte Kroatien stand unter ungarischer Herrschaft –, und selbst unter Hinzurechnung von Splittergruppen vom Schlage der groß-agrarischen und feudalen, deren Staatswilligkeit, weitgehend nationalgleichgültig, vor allem von der Garantie ihrer Sonderstellungen abhing, selbst dann war es kaum ein Ach-

159

tel der Gesamtbevölkerung, also ein verschwindend schmales Segment, das als lebenstragende Substanz des Staates gelten konnte. 1848 wurde es unzweideutig klar, daß ohne die Krone das österreichische Gebilde schlechterdings substanzlos war, daß in ihr das ganze Beharrungsvermögen des Staates – sein wichtigstes Existenzrequisit konzentriert lag, kurzum daß einzig und allein sie die Staatssubstanz darstellte: eine Art Ganzheitsfunktion war damit der Krone auferlegt, eine Art unfreiwilliges »L'Etat c'est moi«, und wäre der im Munde Ludwigs XIV.¹⁰⁰ so stolze Ausspruch tatsächlich in dem des jungen Franz Joseph gewesen, es hätte nach Verzweiflung geklungen.

Während also die staatsrechtlich einheitsstiftende Funktion der Krone - wie das englische Beispiel zeigt - mit Konstitutionalismus und Demokratie vereinbar ist, verlangte ihre - für Österreich nicht minder notwendige – Ganzheitsfunktion fast erschreckenderweise nach Absolutismus. Dem vom Ministerium Schwarzenberg¹⁰¹ inaugurierten Rückfall ins alte Regime wurde konterrevolutionäre Rachsucht vorgeworfen; in Wahrheit war es eine Verlegenheitslösung, die ihre erstaunliche, ein ganzes Dezennium währende Lebensdauer den ebenso erstaunlichen außenpolitischen Erfolgen des damals antipreußischen Kurses verdankte. Doch nach der siegreichen Niederlage von 1859¹⁰² - verlorene Kriege nach gewonnenen Schlachten waren Österreichs Los geworden -, nach der Abtretung der Lombardei und Venetiens an das neugeeinte Italien ließ sich die große Kursänderung nicht weiter vermeiden: Schmerling¹⁰³, der 1848 als Liberaler die österreichische Fraktion im Frankfurter Parlament geführt hatte, wurde anstelle Schwarzenbergs zur Regierung berufen, und 1861 eröffnete der Kaiser den ersten gesamtösterreichischen Reichsrat, – die österreichische Konstitution war geboren, sicherlich um sehr vieles später als die englische, sicherlich von einem ganz anderen Staatsgefüge her bestimmt, dennoch gleich ihr die letzt-notwendige Phase einer seit Mittelalter und Barock niemals unterbrochenen steten Entwicklung der monarchischen Tradition.

Für Österreich wurde es auch zur Schlußphase seines staatlichen Bestandes, und es mag wohl sein, daß der inzwischen zum Manne herangereifte Franz Joseph solche Voraussetzungen hatte, als er längs der Trümmer der damals in Abtragung befindlichen Wiener Stadtmauern und über das noch unausge-

160

baute Glacis-Feld – später sollte dort die Ringstraße erstehen – zu dem provisorischen Holzgebäude des neuen Parlaments vor dem Schottentor fuhr, um die erste Sitzung zu eröffnen. Dabei war es eine Parlamentsversammlung, mit der Regieren immerhin noch möglich war; ein ausgeklügeltes Klassen Wahlrecht verbürgte den von den Deutsch-Liberalen geführten österreichisch-treuen Parteien die unbedingte Majorität, drückte also die »Nationalitäten« trotz ihrer volksmäßigen Überzahl zu einer hilflosen Minorität herab und fesselte hierdurch, zumindest in der Gesetzgebung, ihre zentrifugalen Kräfte. Gewiß, auch damals schon hatten sich Stimmen erhoben, nicht zuletzt von der Nationalitätenseite her, welche die Einführung eines »gerechten«

Föderativ-Parlamentarismus forderten, - doch wie hätte das zustandegebracht werden sollen? Der bloße Versuch zu seiner Etablierung hätte bei dem kaleidoskophaften Inein-ander-Siedeln der Nationalitätengruppen ihren Hader zur Siedehitze entfacht, und mit Fug mußte daher angenommen werden, daß ihre als Gegenleistung in Aussicht gestellte »Wieder-Patriotisierung« (genau das was die Revolutions-Idealisten von 1848 erwartet hatten) mehr als unsicher werden würde: eine föderative »Gerechtigkeit« schien schlechterdings unherstellbar, und fast zwangsläufig ergab sich statt dessen das ungemein habsburgische System der politischen Präferenzen¹⁰⁴, ein System, das - freilich um den Preis der Benachteiligung Österreichs durch die ungarische Sonderposition - vermittels machiavellistischer Ausnützung des Nationalitätenstreites tatsächlich aus der Schwäche eine Stärke zu machen verstand, d. h. den Zentrifugalmechanismus in eine Art Gleichgewicht brachte oder wenigstens eine temporäre Problemsuspension ihm auferlegte. Es war ein konstantes Lavieren und mehr oder minder offizielles Reformieren, ein konstantes inner- und außerparlamentarisches Verhandeln (zumeist das letztere), aber es führte nach 1873, und zwar inmitten eines Wirbels revolutionärer Strebungen und Stimmungen, die bei jeder äußern Machteinbuße zu doppelter Gefährlichkeit aufzuflackern drohten, die Habsburgermonarchie zu einem letzten Blütezustand, der – war er auch nur eine Scheinblüte - bis ins 20. Jahrhundert hineinreichte und Wiens letzte große Zeit wurde.

Aber es war der Blütezustand eines abstrakten Gebildes. Je mehr die Nationalitäten - das Präferenzsystem wirkte lediglich

161

retardierend - im Wege der von ihnen erzwungenen und immer weiter wachsenden Konzessionen zu Worte kamen, desto mehr verschwand Österreich. Die bisher staatsreue deutsche Minorität, ihrer Vorzugsstellung beraubt und darob erbittert, degenerierte nun vollauf zu einer großdeutschen Irredenta schier prä-hitlerhaften Gepräges. Ihre Stelle wurde von der neuen christlichsozialen Partei des späteren Wiener Bürgermeisters Lueger¹⁰⁵ besetzt; unter katholischem Banner, doch unter demagogischer Verwendung jener prä-hitlerhaften Methoden hatte er nochmals, wenn auch in veränderter Schichtung, die kaisertreuen Elemente gesammelt, nämlich zuerst das Wieher Kleinstbürgertum und sodann, mit Hilfe des Klerus, die alpen-ländische Bauernschaft, um von solch traditionsgebundener, allerdings jetzt demokratischer Basis aus – Ähnliches geschah in Ungarn auf kroatischer Basis - nicht nur die Situation von 1850 samt ihrem Reaktionskurs wiederherzustellen, sondern auch um die Nationalitäten dazu zu bekehren und so deren Problematik durch eine Art innerösterreichischer katholischer Internationale zu lösen. Das letztere war ein Ziel, das dem der rasch angewachsenen Arbeiterpartei nachgebildet war, denn diese vermeinte gleichfalls, sie würde in ihrem Schoß eine allen Nationalitätenhader überbrückende innerösterreichische Internationale begründen können, sofern ihr hierzu nur das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht gewährt werden würde. Die Nationalitäten unterstützten zwar das Begehren, doch als das Wahlrecht durchgesetzt war, da dachten sie nicht daran, die staatsershaltenden Tendenzen der beiden Internationalen sich zu eigen zu machen: die zentrifugalen Kräfte blieben ungeban-digt, wurden stets unbändiger, höhnten das Staatsgefüge fortan mit stets zunehmender Raschheit aus, und demgemäß wurde das Parlamentsgetriebe, das - angeblich zum Zwecke einer österreichischen Gesetzgebung - den Schauplatz hierfür abgab, zur Gespenstigkeit eines Selbstzweckes. Was vom österreichischen Staat noch bestand, war das gespenstige Gerippe einer Theorie, an die niemand mehr glaubte.

Der Staat war etwas anderes, und das in ihm stattfindende politische Getriebe war etwas anderes; zwischen den beiden lag eine Art undurchdringlicher Isolierschicht, an der offenbar beides abstrakt wurde. Gleichwie Machiavellismus an sich bloß politische Technik und noch keine Politik ist, so ist eine parlamen-

162

tarische Geschäftsordnung, bei aller Leidenschaftlichkeit der in ihrem Rahmen geführten Kämpfe, noch lange keine Demokratie, denn zu dieser gehört der demokratische Konsensus, gehört das demokratische Kompromiß, und zu diesem gehört der Staat mitsamt seinem Staatswohl, um dessentwillen die Kompromisse geschlossen werden. Hier jedoch, im abgelehnten Staat, im Staats-Vakuum, herrschte Un-Demokratie, und was sie mit echter noch gemein hatte, das war lediglich die Überwindung des absolutistischen Regimes. Schritt um Schritt, in fast niemals aussetzenden, lavierenden Rückzugsgefechten hatte Franz Joseph die ihm verbliebenen absolutistischen Reste preisgegeben; indes, nicht nur daß jede Strategie, die bloß den Rückzug meistert, also sozusagen Rückzugstrategie an sich ist, stets am Ende abstrakt wird, sie mußte es hier umsomehr werden als sie – im letzten Jahrhundertdrittel - mehr und mehr in das Staatsvakuum und damit dorthin geriet, wo jede Konkretheit erlischt. Und so geschah es auch. Die machiavellistische Perfidie der früheren Habsburger war (mochte auch bei Joseph II. sich die österreichische Abstraktheit bereits gemeldet haben) lebensvolle Konkretheit gegenüber dem korrekten Bürokratismus, mit dem Franz Joseph L. niemals die von ihm einmal akzeptierten konstitutionellen Grenzen überschreitend, sein Regierungsgeschäft betrieb. Gerade weil die Staatssubstanz sich immer schärfer auf die Krone reduzierte, und der noch vorhandene Staatsbestand immer deutlicher mit ihr identisch wurde, hatte der so merkwürdige, vakuumhafte Staatscharakter gleichfalls auf sie überzugehen; die Zwiespältigkeit eines konstitutionellen Staates, in welchem, obzwar nur substanzmäßig, aber darum nicht weniger absurd, noch weiter

das »L'etat c'est moi« gelten soll, fällt auch auf das »moi«: die Krone wurde als Institution ebenso abstrakt wie der Staat, den sie verkörperte, und die Isolierschicht, die ihn von dem Geschehen in ihm trennte, umgab sie erst recht.

Je älter Franz Joseph I. wurde, desto mehr tauchte er in das Vakuum seiner Berufung ein, desto identischer fühlte er sich mit dem Staat, dessen Todesschicksal an sein eigenes gebunden war, und dessen isolierte Abstraktheit er ebendarum mitzutragen hatte. Habsburgisch in seinem Sinn für kühl-unnahbare, hierarchische Würde, seinem hervorstechendsten Charakterzug, ergab sich ihm aus solcher Situation eine einzige gemäße

163

Konsequenz, nämlich vollkommene Abgeschlossenheit. Er*war niemals paternalistisch gewesen - dazu war er zu jung auf den Thron gelangt-, doch jetzt galten ihm die Menschen überhaupt nichts mehr, und es wurde hermetisch um ihn: sie alle hatten Österreich verraten, da sie ihn zu dem so unheilvollen politischen Fortschritt genötigt hatten, ja es hatte sogar - unzweifelhaft ein richtungsgebendes Trauma- der eigene Sohn¹⁰⁶ mit ihnen paktiert, und so steigerte sich das Apaternale ins Antipaternale, sie allesamt ablehnend; ob Volk, ob Adel, ob die Prinzen des Erzhauses, sie waren allesamt Reichsverderber aus Neuerungssucht, waren ununterschiedslose Masse, eine Welt der Veränderlichkeit, vor der er, Monarch und Hüter des Reichsbestandes, sich ins Unveränderliche zurückzuziehen verpflichtet war. Jede Neuerung, und sei sie noch so geringfügig, jede technische Erfindung, jede Lebensmodernisierung, ob durch Automobile, Badezimmer oder Aufzüge, deren es in den kaiserlichen Schlössern keine geben durfte, das alles wurde ihm zum Symbol und Symptom jener Kräfte, die Österreich an den Abgrundsrand gebracht hatten; er widersetzte sich Neubauten in der Stadt (so in der Mariahilferstraße, durch die er tagtäglich von Schönbrunn in die »Burg« fuhr), und seine einstige Zustimmung zur Abtragung der Wiener Stadtmauern und damit zur Zerstörung des alten Stadtbildes muß er sein Lebtage als folgenschwere Jugendsünde empfunden haben. Sicherlich kann solch extremer Hang zur Unveränderlichkeit als senil angesprochen werden, als das private Hofzeremoniell eines kaiserlichen Greises, vielleicht sogar als die abwegige Privatmagie eines Hilflosen, und trotzdem überwog die Würde; es war die Unveränderlichkeit einer unsichtbaren und unräumlichen Gefangenschaft, in die er sich begeben hatte, hingezogen zu einer Abgeschlossenheit, die unendlich herber als die vatikanische war, weil sie im Vakuum vor sich ging, und sein Starrsinn war der einer Einsamkeit, die über das Individuum weit hinausreichte: übergroß war das Gehäuse der Einsamkeit, in dem er sein unheimlich bürokratisches, abstrakt pünktliches Beamtenleben lebte, gleichgültig ob in der Wiener »Burg« oder in der einfachen Ischler Biedermeier-Villa, wohin ihn die alljährlichen Jagdurlaube führten, immer in abstrakter Genauigkeit, immer in Einsamkeit, immer in Würde. Wilhelm I. nannte sich den ersten Soldaten seines Reiches, Eduard VII.¹⁰⁷ war der er-

164

ste Gentleman Europas, Franz Joseph I. war der abstrakte Monarch schlechthin.

Und genau so wirkte er auf seine Untertanen, auf die Erzherzoge nicht anders wie auf den Adel und das Bürgertum, und sogar auf die Arbeiterschaft wirkte er so. Er, ein Mensch von sehr spärlichen Ausmaßen, ein Habsburger, bei dem die Erbeigenschaften dieses Geschlechtes nur wenig ausgeprägt waren, ein Mensch also ohne viel Sinn für politisches und soziales Geschehen, aber auch ohne unmittelbaren Zugang zum Nebenmenschen, vor allem weil ihm jedweder Humor und erst recht die Habsburgerwitzigkeit mangelte, kurzum ein recht ausblicksloser, enger und kleindimensionierter Mensch, er konnte trotzdem zum Inbegriff der Majestät werden, zwar anders als Ludwig XIV., dennoch in keiner geringeren Bedeutung, und daß er das wurde, geschah nicht, weil ein schier griechisch-tragisches Übermaß persönlichen Unglücks auf ihm lastete, es geschah nicht, weil solches Unglück ehrfurchterweckend wirkte - derlei ehrfürchtiges Mitleid wird bloß von der Szene herab erzeugt, während im Leben die Masse nicht Publikum ist und daher kein Mitleid kennt -, wohl aber geschah es, weil er, und vielleicht eben infolge all seiner Mängel, fähig geworden war, die Schauer erregende Würde absoluter Einsamkeit auf sich zu nehmen. Denn das Erschauern ist immer und unmittelbar in der Welt vorhanden, und es lauert in jedem Menschenherz. Und so wurde er gesehen. Er war das Gegenteil eines Volkskaisers und doch »der« Kaiser in den Augen des Volkes.

Gemäß seiner noch vorwiegend monarchisch bestimmten politischen Struktur war Europas Sozialbild im 19. Jahrhundert -selbst die französische Republik nicht ausgenommen - vorwiegend feudal gefärbt. Gewiß, es war nur eine Färbung, also Oberfläche, aber die aristokratische Gesellschaft war noch immer »die« Gesellschaft und ebendarum international. Ihre Lebensformen waren im allgemeinen überall die gleichen; überall in Europa gab es Schlösser und Gesellschaftsexklusivität, gab es Jagden und Rennen, und überall stand es dem Adel zu, an der Hofhierarchie zu partizipieren, welche die monarchische Staatsspitze zu tragen hatte. Vom Hofe aus setzte sich die Hierarchie zu den Staatsämtern fort, zu den leitenden diplomatischen und militärischen Posten sowie zu denen des innern Ver-

165

waltungsdienstes, so daß die Fassade der Adelherrschaft im Staate – selbst in Frankreich – allen demokratischen Anfeindungen zum Trotz ziemlich unangetastet blieb; sie hatte die Beharrungsenergie einer eigenen Tradition, umso mehr als diese, gerade weil sie eine sozusagen »natürliche« Existenzverwandtschaft mit der monarchischen hatte, in einer womöglich noch engeren mit der staatlichen Tradition stand. Denn historisch-ökonomisch ist der Feudalismus aus dem Besitz des überwiegenden Teiles alles Nationalvermögens durch den Adel (der eben daran zum Adel wurde) hervorgegangen, und da auch die Barockmonarchie, obwohl die Feudal-Autonomie brechend, daran nichts änderte, wurde dem Staat aufgetragen - und es wurde ein Zweig seiner Tradition-, den Besitz der Adelsklasse zu schützen und deren verarmten Teilen, insbesondere »jüngeren Söhnen« standesgemäße Positionen zu verbürgen. Der Adel (und gar wo er infolge des aufkommenden Bürgertums verarmte) wurde staatstreu, und bei all seiner Abneigung gegen die usurpierende monarchische Institution benützte er sie in seinem Paktieren mit dem Staat, und zwar als eine Agentur, die er hierfür – und daran profitierten auch die verachteten Parvenümonarchien Deutschland und Italien – mit den von ihnen benötigten Hofdiensten entlohnte. Aber immer war es der Staat, mit dem paktiert wurde, niemals die Krone, und darum hatte auch das Verschwinden der französischen hingenommen wer-, den können: die monarchische Tradition ist eben jünger als die feudale, und in Frankreich hat sich gezeigt, daß sie auch kurzlebiger ist.

Immerhin, als ein Resultat hiervon darf die behauptete soziologisch »natürliche« Verwandtschaft zwischen monarchischer Institution und Feudal-Oberklasse genommen werden; sie ist unzweifelhaft vorhanden: wo die Oberklasse als Trägerin ökonomischer und politischer Bedrückung gehaßt wird – so in Rußland und Spanien, doch ebenso z. B. in Ungarn –, da ist auch die Krone gefährdet; wo dagegen die Monarchie wegen mangelnder Tradition nicht genügend verwurzelt ist – also in Deutschland und Italien –, da verliert auch der Adel den Boden unter den Füßen; und wo der definitive Thronsturz stattgefunden hat - in Frankreich -, da wird die Oberklasse, obwohl als solche weiterfunktionierend, notwendigerweise zum Schemen: soweit jedoch die Monarchie politische Bejahung genießt – in England

166

durch das Gesamtvolk, in Österreich durch die Bevölkerung Wiens und der »Erblände« –, da wird auch der zugehörige Adel bejaht. Der viktorianische und der franzisko-josephinische Adel waren »populär«, weitaus populärer als das ökonomisch immer verdächtiger werdende Bürgertum dieser Periode, und wo eine Oberklasse populär wird, da wird die Art ihrer Lebenshaltung für alle andern Stände richtunggebend. Sie alle adoptierten, mit gewissermaßen bloß quantitativen Abschattungen, einen gemeinsamen »Lebensstil«, in England den des »Gentleman«, in Österreich den des »Kavaliers« (nobel beide, doch im protestantisch-katholischen Gegensatz), und da ein gemeinsamer Lebensstil die »natürlichste«, die natürlichst gewachsene soziologische Verwandtschaft darstellt, war bis zu einem gewissen Grad auch die Krone in diesen Kreis einbezogen. Fast könnte man es Stil-Demokratie nennen. Daß z. B. die von den in allen europäischen Ländern so überaus exklusiv-aristokratischen Jockey-Klubs veranstalteten Rennen allgemein zugänglich waren, machte sie sicherlich noch nicht zu demokratischen Einrichtungen; sie waren in Longchamps¹⁰⁸ eine Modenschau, und in Grunewald¹⁰⁹ wie Karlshorst¹¹⁰ wie Hamburg waren sie vornehmlich plebejische Wettbörsen, doch daß sie in Epsom¹¹¹ und in der Wiener Freudenau den Charakter von Volksfesten angenommen hatten, an denen alle Klassen bis hinauf zum Hof gleichermaßen teilnahmen, das gab ihnen, wie eben allen Volksfesten eine demokratische Färbung. Und ähnliches galt von der englischen und österreichischen Adelsklasse selber: da sie nicht angefeindet waren, brauchten sie im Gegensatz zu ihren sonstigen Klassengenossen – man denke an die Junker - nicht überheblich zu sein. Beim österreichischen Adel, der noch weit mehr als der englische ur-landsässig war, kam diese Volksverbundenheit sogar in der Sprache zum Vorschein; die österreichische Aristokratensprache ist zwar »hochdeutsch« und überdies vielfach französisiert, ist aber trotzdem dialektverwurzelt, ist beinahe selber als fester Dialekt genormt - Hofmannsthal war (abgesehen von seiner bühnenkarikierenden Absicht) sozusagen »sprachberechtigt«, den Ochs auf Ler-chenau im Rosenkavalier reinen Volksdialekt reden zu lassen –, und da Sprachnormung Sozialspiegel ist, zeigte sich darin auch, daß die Aristokratie das Bürgertum, dessen Dialekteinschläge fluktuierend blieben, beträchtlich an Volksnähe überflügelte.

167

Gewiß waren der Gentleman und der Kavalier trotzdem klassenbewußt, gewiß verstanden sie einander am besten hinsichtlich ihrer pferde- und jagdsportlichen Leistungen, in denen sie beide unübertrefflich waren, indes das Ungezwungene ihrer demokratisierenden Haltung spielte für solches Verständnis [eine] kaum geringere Rolle. Nichtsdestoweniger, bei aller Affinität zwischen der englischen und österreichischen Aristokratie, es muß dabei – genau so wie im Vergleich der beiden Monarchie-Entwicklungen -viele unter umgekehrtes Vorzeichen gesetzt werden. Der englische Aufstieg und der österreichische Abstieg, die Vollpolitik der englischen Demokratie und die Un-Politik des österreichischen Vakuums, der Gegensatz mußte sich auch in Stellung und Habitus der beiden Adelsklassen auswirken. In England war der Pakt zwischen Staat und Adel brüchig geworden, denn kraft des demokratischen Konsensus hatte sich das Verhältnis umgekehrt, und nicht mehr unter dem Einfluß des Hofes

und seiner Chargen wurden die Staatsämter besetzt, sondern es wurden diese (neben der Plutokratie) als Reservoir für die Auffüllung des Hofadels benützt; Anpassung an die neuen Verhältnisse und entsprechende Leistung waren also die einzigen Mittel, kraft denen der Alt-Adel hoffen konnte, seine Stellung als herrschende Oberklasse zu behaupten, und daß es ihm gelang, hatte er seiner charakterstarken Staatswilligkeit und einem Maximum an politischer Schulung zu verdanken. Anders in Österreich; hier hatte der Staat den Pakt zu halten und sich auf die Feudalklasse als Akzessorium des Hofes zu stützen, umso mehr als sie allein Nationalitäten-gleichgültig war und daher die erste Anwartschaft auf die Staatsstellen besaß, zu denen, eben mit Rücksicht auf die eifersüchtigen Nationalitäten, das deutsche Bürgertum, mochte es auch teilweise noch staatstreu geblieben sein, nur in beschränktem Maße zugelassen werden durfte; ohne besondere Anstrengung fiel also hier der Aristokratie das Prärogativ im Staate zu, und wenn ihr ungarischer Zweig, der (in Ausnützung des »Ausgleiches« von 1867) eine Reihe wichtiger Ämter, vor allem des auswärtigen Dienstes, besetzt hielt, dies – allerdings mit ausgesprochener Geschicklichkeit - zur Sicherung des ungarischen Klassenstaates ausnützte, so brachte der österreichische für seine Aufgabe ein Minimum an Schulung und Charakterstärke mit, einfach weil niemand nach mehr

168

verlangte. Freilich, der Hauptunterschied zwischen der englischen und der österreichischen Adelsklasse lag um ein Stück tiefer: jene glaubte an ihren Staat, und diese hatte keinerlei Anhaltspunkt zu solchem Glauben. Denn der österreichische Adel, mit seiner Existenz an die des Staates und durch diesen an die der Krone gebunden, konnte bloß an deren politischen Rückzugsgefechten teilnehmen, und gleich der Krone wußte er, wenn auch zumeist ohne sich es einzugestehen, wohin der Weg führte. Keine Charakterstärke, keine politische Schulung hätte daran etwas zu ändern vermocht -, doch war darum zu verlangen, daß die ganze Adelsklasse dem Beispiel Franz Josephs I. folge und gleich ihm in heroische Einsamkeit sich begeben? Sie wählte den kleineren, den menschlich natürlicheren Weg, und genau so wie die Pariser aristokratische Gesellschaft des Rokoko - die Ähnlichkeit zwischen dem falschen Barock des 18. und dem echten des 17. Jahrhunderts ließ auch hierin sich nicht verleugnen -, genau so wurde die österreichische durch Untergangsstimmung dem flüchtigsten Lebensgenuß zugetrieben. An dem Punkt also, an dem die englisch-österreichische Ähnlichkeit abreißt, setzt die französisch-österreichische ein. Und wenn auch der Vergleichsraum in beiden Fällen verhältnismäßig schmal war, die Wiener waren des einen wie des andern stolz und froh; sie liebten die solide anglisierende Eleganz ihrer Aristokratie, sie liebten die von ihr in Bewegung gehaltene, an Paris gemahnende Leichtsinnsatmosphäre ihrer Stadt, und selber den nahenden Untergang ahnend - das Bild des einsamen Kaisers trug das seine dazu bei -, war ihnen, denen infolge von Erbqualitäten und Landschaft der leichte Sinn des Leichtsinns ohnehin nahe lag, die Flucht ins Unpolitische nur recht: ob Lueger, ob Arbeiterbewegung, mochten sie auch selber daran beteiligt sein, sie verstanden den Kavalier, der das nicht ernst nehmen wollte, ja sie schämten sich sogar ein wenig ihres eigenen Gehabens, und der politische Lärm der anderen, insbesondere der »Nationalitäten«, klang ihnen vollends als eine im Grunde komische und sinnlose Grotteske.

Der politische Mensch hat in seiner Haltung mit der des ethischen manches gemeinsam; sie beide sind Welt- oder zumindest Staatsverbesserer, und in dieser Eigenschaft wollen sie den Nebenmenschen zu bestimmten, von ihnen gesetzten Werten

169

überzeugen und erziehen und, sei's drum, auch vergewaltigen. Das Schema bleibt immer das nämliche, einerlei ob es durch ethische, a-ethische oder gar kriminell antiethische Politik (wie die Hitlers) ausgefüllt wird; Politik und Ethik sind in ihren Aktivitäten strukturgleich. Die Verwandtschaft der beiden zeigt sich zuletzt in ihrem letztlich immer feindlichen Verhältnis zum Ästhetischen; der strenge Ethiker, der Nur-Ethiker - so Savanarola¹¹², so Calvin¹¹³ - sieht im Ästhetischen nichts als Teufelswerk, nichts als die Verleitung zu einem Lebensgenuß, der die Menschen von ihren ethischen Pflichten abbringt, so daß man ihnen all das in heiliger Bilderstürmerei aus dem Blickfeld zu räumen hat, und wenn auch der Politiker theoretisch nicht so weit geht, er tut es im Praktischen trotzdem, und zwar sobald die Politik in letzter Konsequenz zur Gewalt wird und - ob nun im innern oder äußern Krieg - jedwedes ästhetische Menschenwerk rücksichtslos niedertrampelt. Umgekehrt jedoch, dort wo im gegenteiligen Extrem politisches Denken gänzlich fehlt, entweder weil es noch unentwickelt oder aber wieder verkümmert ist, da tritt die ästhetische Kategorie mehr und mehr in den Vordergrund, und ohne darum, es sei denn in Ausnahmefällen, zur wahrhaft künstlerischen Produktion zu werden, erzeugt sie mehr und mehr den Hang zur Lebensornamentierung und Lebensdekoration, am Ende jedoch jene ethische Gleichgültigkeit, die - als Gegenstück zur Bilderstürmerei - sich als nackter Hedonismus, als nackte Genußsucht äußert. Kein Zweifel, daß das zur Politik unfähig gewordene Wien einem derartigen Zustand zusteuerte.

Der Lebensstil der aristokratischen Oberklasse befand sich bereits in diesem Zustand; die Endblütezeit Wiens im letzten Jahrhundertdrittel hatte ihn gefördert, und sie förderte desgleichen seine Imitation. Was durch die jesuitische Gegenreformation und jahrhundertlang durch die an ihr geschulte Habsburgerpolitik und schließlich durch Metternich im Vormärz angestrebt und niemals erreicht worden ist, nämlich die Erzielung einer tunlichst entpolitisierten, tunlichst einheitlichen, tunlichst harmlosen, einem einfachen Lebensgenuß und seinen friedli-

chen ästhetischen Werten zugekehrten gesamt-österreichischen Bevölkerungsmasse, das war nun plötzlich in Wien und seinem Umkreis nachträglich und nutzlos gelungen. Vom Erzherzog bis zum Volkssänger, doch auch vom Großbürgertum

170

bis zum Proletariat prävalierte die hedonistische Haltung; sie war die Basis jener »Stil-Demokratie«, die den Adel mit dem Volk verband, bei aller Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Abstandes ihre gegenseitige Verständigung gewährleistete und sie zu der so spezifisch österreichischen »gemütlichen« Vertraulichkeit machte. Freilich unterschied sich diese kavalierbedingte »Stil-Demokratie« ganz beträchtlich von der englischen des Gentleman, hinter der die echte politische Demokratie seines Landes wirkte. Das Sozialgebilde hier hatte mit politischer Demokratie überhaupt nichts zu tun: als Produkt der österreichischen Substanzlosigkeit, in der keiner keinen ernst zu nehmen vermochte, weil außer der Staatssubstanz der Krone nichts ernst zu nehmen war, wurde auch das Sozialgebilde substanzlos, wurde zu einer Art Gallert-Demokratie, in der, wenn's drauf ankam, die Grafen die Allüren von Fiakern und die Fiaker die Allüren von Grafen annahmen; es war ein sozialer Schwebezustand (für Österreich der adäquateste von allem Anfang an), und er konnte es sein, weil die herrschende Blüteperiode alles in Schwebe hielt.

Wenn irgendwo, so war hier eine staatenlose Gesellschaft zustande gekommen, nicht nur weil sie als die aristokratische und aristokratisierende, die sie war, stets über die Staatsgrenzen hinaus ins Internationale schielte, sondern noch viel mehr weil innerhalb dieser Grenzen statt eines Staates ein Abstraktum sich befand. Und doch war das Abstraktum noch ein Staat oder zumindest eine noch funktionierende Staatsmaschinerie, und sie wurde, anders hätte sie nicht mehr funktioniert, von der ihr zugehörigen Gesellschaft, mochte die noch so staatenlos gewesen sein, schlecht und recht bedient. Mit andern Worten, in ihrer Existenz abhängig von der Weiterexistenz Österreichs, war diese Gesellschaft samt ihrer Oberklasse trotz ihres teils ästhetisierten, teils fatalistischen Hedonismus keineswegs selbstmordbereit und mußte daher, ob willig oder unwillig, sich zu einem Mindestmaß von Staatsdenken und Staatsethik bequemen. Wo aber waren die hierzu nötigen Orientierungswerte? Es gibt ästhetische Hochkulturen - und Wien gehörte bestimmt nicht zu ihnen -, in denen ein festgefügtes politisch-ethisches Wertesystem, z. B. das der mittelalterlichen Kirche oder das des französischen Barockabsolutismus, so sehr zur Selbstverständlichkeit geworden ist, daß es der ihm eingeordneten ästhetischen Pro-

171

duktion allen Raum zur freiesten Entfaltung gewährt, und es gibt ästhetisierende Verfallskulturen, Degenerationsstadien der meisten großen Reiche seit dem Altertum, die mangels eines ethischen Eigenzentrums ihre Existenzfestigung sich von einer »äußern« oder sonstwie »höheren« ethischen Autorität diktieren lassen mußten. Österreich - unzweifelhaft zu ihnen gehörend - hatte seine Wertorientierung dort zu suchen, wo allein seine Substanz sich befand, d. h. in jener monarchischen Ganzheitsfunktion, die (völlig einzigartig) der österreichischen Krone zukam und sowohl ihre politische wie ihre - von der Einsamkeit des Kaisers und seiner Katholizität gestützte - ethische Autorität in sich schloß: es war soziale Autorität, und als solche, nicht als staatliche, die ins Leere getroffen hätte, beeindruckte sie, ja wurde ihr ethisches Sakrosanktum, schier mystisch, da rational-skeptische Frivolität sich gezwungen fühlte es zu akzeptieren.

Und es war umso mystischer als eigentlich bloß der Blick zum Kaiser hin, wahrhaft ein leerer Blick, den ethischen Gewinn bedeutete. Denn das ethische Substrat, das da vermittelt wurde, war durchaus eklektisch, also recht nichtssagend. Die Epoche war sowohl im Ethischen wie im Ästhetischen eklektisch, und daß - umgekehrt wie bei rein ästhetischer Orientierung - rein ethisch orientierte Gemeinschaften, z. B. die puritanische, die calvinistische, die jüdische, zur Zeit ihrer ethischen Vollkraft ästhetisch unproduktiv waren und diese Werte, sofern sie nicht gänzlich abgelehnt wurden, eklektisch von Außen-Autoritäten akzeptierten, läßt nicht folgern, daß ästhetischer Eklektizismus ethische Hintergründe haben müsse. Und wenn Franz Joseph I. (vor allem infolge seiner menschlichen Kargheit) dem ästhetischen Phänomen in blinder Stumpfheit gegenüberstand und darin der echt ethischen Persönlichkeit ähnelte, so war er, trotz seines Einsamkeits-Ethos, noch keine solche. Ob die ethischen Werte, nach denen er lebte, eklektisch waren, das kümmerte ihn nicht, da er sie dogmatisch akzeptierte, und der ihn umgebende ästhetische Eklektizismus kümmerte ihn noch weniger, da er ihn überhaupt nicht bemerkte. Und doch geschah es, daß der Blick zu solcher Mediokrität hin dem Österreicher den Halt einer sozialen Autorität zu geben vermochte - vermutlich unverständlich für einen Engländer, der damit seine Empfindungen beim Anblick der Queen verglich -, und doch geschah es,

172

daß die eklektischen Werte, und zwar nicht nur die ethischen, nein, auch die ästhetischen durch das bloße Dasein des kaiserlichen Greises eine außerordentliche Stärkung erfuhren: im technischen Bereich der Zivilisation konnte sein Hang zur Unveränderlichkeit das Leben nicht aufhalten, aber in der weit weniger zwingenden ethisch-ästhetischen Sphäre wurde sein Konservatismus richtunggebend, weil ein Gemeinwesen, das sich im Abschied und noch dazu in einem so schönen Abschied befindet, viel eher mystischen denn revolutionären Neigungen folgt.

Der Bevölkerungsteil, bei dem solch ethisch-ästhetische Bindung an die Krone am deutlichsten zum Ausdruck gelangte, war das Wiener Bürgertum, zumindest insoweit als es nicht allzusehr vom Großdeutschen und Christlichsozialen her politisiert war. Der Wiener Gewerbetreibende, der Wiener Industrielle, der Wiener »Hoflieferant«, der Wiener Universitätslehrer, der Wiener Richter und der Wiener Rechtsanwalt, sie alle waren der wohlberühmten Figur des österreichischen »Hofrates« verwandt, und gleichwie dem österreichischen Offizier, der ja auch vielfach ihren Kreisen entstammte, die Politik untersagt war, untersagten sie sich selber: ihre politische Überzeugung war »Österreichtreue« schlechthin. Und weil sie solcherart wahrhaft staatsethisch (wenn auch nicht politisch) dachten und wirkten, war ihnen die Staatsspitze, trotz deren Abstraktheit, ein stets lebendig vorhandener Orientierungspunkt, zu dem sie all ihre Werthaltungen hinprojizierten, und von dem sie all ihre Werte bezogen. Sie waren eine glückliche Mischung von ruhiger Arbeitsamkeit und leicht hedonistischer Genießerfreude, nicht ganz ethisch, nicht ganz ästhetisch, innerlich zwar gefestigt, dennoch in ihren Bewertungen bestätigungsbedürftig. Ihrem Wesen nach weder ganz individualistisch noch ganz kollektivistisch, waren sie in erster Linie Publikum, also das der Hoftheater sowie der Hofmuseen sowie der vom Hof protegierten Konzerte und Kunstausstellungen; ihr Kunstverständnis war hochentwickelt, ohne aber von der vorgeschriebenen eklektischen Kunstlinie auch nur um eine Fingersbreite abweichen zu können, und es war daher ausschließlich auf das Virtuosenhafte gerichtet, auf den Schauspieler, nicht auf das Stück, auf den Musiker, nicht auf die Musik, doch gleichviel: sie besaßen im kaiserlichen Burgtheater eine Kunst, in der das Eklektische zur

173

Originalität, das rein Ästhetische ins rein Ethische gehoben wurde. Und das wußten diese Bürger. Gewiß, auch außerhalb des kaiser- und österreichtreuen Bürgertums, das ja einen nur sehr schmalen Ausschnitt des österreichischen Sozialganzen darstellte, gingen die Dinge nicht viel anders vonstatten. Nur daß hier, wo der Adel allein richtunggebend war, der Respekt vor dem Höfischen fehlte. Denn der Feudalismus, seit dreihundert Jahren schmollend mit der Krone und immer noch auf seinem älteren und besseren und ehrwürdigeren Recht pochend, den Monarchen bestenfalls als einen primus inter pares betrachtend, hatte bloß vor sich selber Respekt. Despektierlichkeit jedoch war nicht minder eine Grundhaltung und sogar eine überaus undeutsche Grundhaltung des Wiener Volkes; sie gehörte wohl zum Erbgut des romanischen und slawischen Einschlages, der das Österreichtum mitkonstituierte, und war vielleicht der letzte, allerdings unpolitisch gewordene Rest eines einstens unzweifelhaft vorhanden gewesen Revolutionärismus. In der Despektierlichkeit fanden sich Volk und Adel aufs glücklichste zusammen, ja sie bildete geradezu den Kitt ihrer klassenlosen Gesellschaft, die kittende Gallerte ihrer Gallert-Demokratie. Und so hatte Franz Joseph I. immerhin recht, wenn er sie allesamt in den gleichen Topf warf und sie ausnahmslos von sich fernhielt; sie waren allesamt ihm gegenüber voller Aufsässigkeit. Aber solch nörgelnde Aufsässigkeit war auch die einzige, noch irgendwie politisch anmutende Auflehnung in dieser Despektierlichkeit. Darüber reichte die Auflehnung nicht hinaus, nicht einmal im Ästhetischen; es war der Zustand zu unpolitisch, zu substanzlos geworden, als daß noch der geringste revolutionäre Ansatz, und sei es selbst nur der zur Satire, hätte gemacht werden können. Es reichte gerade noch zur Travestierung oder richtiger Frivolisierung der vom Bürgertum übernommenen höfischen Werte und ihres ethisch-ästhetischen Gehaltes, es reichte gerade noch zur Walzerhaftigkeit. Und eben weil die Werte, welche dieser Gesellschaft noch so etwas wie Festigkeit verliehen, jenseits der kaiserlichen Isolierschicht, also im Abstraktum der Krone ihren Ursprung hatten, eben weil sie Hochschätzung und Geringschätzung, Schauern und Vertraulichkeit zugleich erregten, wurden sie nicht ernst genommen, und eben durch solch potenzierte Unernsthaftigkeit erhielt die Wiener Frivolität jene ei-

174

gentümliche Note, die sie von der jeder andern Großstadt unterschied, die Note der Nicht-Agressivität, die Note ihrer alles-vermischenden Leichtsinns-Liebenswürdigkeit und ihrer »Gemütlichkeit«. Gewiß, auch Weisheit war in alldem enthalten - Gemütlichkeit und Weisheit blühen in naher Nachbarschaft -, die Weisheit einer Seele, die den Untergang ahnt und ihn hinnimmt. Trotzdem aber war es Operetten-Weisheit, und unter dem Schatten des nahenden Unterganges wurde sie geisterhaft, wurde sie zu Wiens fröhlicher Apokalypse. Was Überdeckung von Armut durch Reichtum letztlich bedeutet, das wurde in Wien, wurde in seiner geisterhaften letzten Blütezeit klarer denn irgendwo und irgendwann anders: ein Minimum an ethischen Werten sollte durch ein Maximum an ästhetischen, die keine mehr waren, überdeckt werden, und sie konnten keine mehr sein, weil der nicht auf ethischer Basis gewachsene ästhetische Wert sein Gegenteil ist, nämlich Kitsch. Und als Metropole des Kitsches wurde Wien auch die des Wert-Vakuums der Epoche.